

Predigt zum Kriegsende in Braunschweig am 12. April 2005
im Dom St. Blasius

Landesbischof Dr. Friedrich Weber

Liebe Gemeinde!

Ich bin nach dem Ende des Krieges geboren, aber die Verwüstung, der Tod und das Morden, der Größenwahn und die Menschenverachtung, die zu diesem Krieg führten haben auch in meiner Biographie Spuren hinterlassen. Spuren – wie sie die meisten von uns in ihrem Leben kennen.

„Geh ruhig raus, die tun nichts“, so hat eine Mutter am 12. April hier in Braunschweig zu ihrem Kind gesagt, dass zwischen Luftangriffen, Bomben, zwischen Lynchjustiz und Werwolf, zwischen Zügen vollgepfert mit Menschen, die zum Schlachthof in Bergen-Belsen gebracht werden sollten, hinaus auf die Straße gehen durfte, so als sei das alles nur ein Spuk gewesen, aber der Spuk hatte das zerrissen und vernichtet, was über Jahrhunderte an Kultur, an Architektur, an über die Grenzen der Konfession hinausgehendes Gemeinsames gewachsen war. Die Stadt judenfrei, die Bunker am Nussberg verlassen, die selbsternannten Herren über Leben und Tod auf der Flucht oder sich selbst um das Leben gebracht.

„Geh ruhig hinaus, die tun nichts“, so hat das meine Mutter wohl auch meinem Bruder, der mit ihr alleine leben mußte, weil mein Vater draußen in Frankreich und am Ende in Russland zusammengeschossen mit Verwundungen lag, die ihn bis ans Ende quälen sollten. Meine Schwester auf einer Kohlehalde im Bunker unter dem Krankenhaus Ende 1944 geboren, zwischen zwei Angriffen, der Onkel in Afrika gefallen, die jüdischen Nachbarn – umgebracht, ihre Synagoge geschändet. So wie hier in Braunschweig. Die Gotteshäuser – wie die Wohnungen – schwerstbeschädigt oder in den Dienst der Ideologie gestellt. Der Dom, gespenstisch muß die Szene gewesen sein, als am späten Abend des 11.4.1945 hier, hier an diesem Ort, NSDAP Kreisleiter Berthold Heisig die 800 Jahre alte Kirche betrat, die von den Nationalsozialisten als „Nationale Gedenkstätte“ missbraucht worden war und kurz am Grab Heinrich des Löwen stand. Auch die Kirche war nicht ohne Schuld. Die Pfarrerschaft war in St. Martini auf den Führer verpflichtet worden. Der Widerstand war gering. Nur wenige haben so deutlich wie Dietrich Bonhoeffer reagiert, der nur wenige Tage vor dem Kriegsende in Braunschweig im KZ Flossenbürg gehängt wurde. Er hatte bereits 1933 in seinem Aufsatz

„Die Kirche vor der Judenfrage“ ausgeführt, dass die Kirche eine dreifache Möglichkeit habe, dem verbrecherischen Staat entgegenzutreten, nämlich: ihn für sein Tun verantwortlich machen, den Dienst an den Opfern des Staatshandelns, nicht nur die Opfer unter dem Rad verbinden, sondern dem Rad selber in die Speichen fallen.“ Bekannt sind seine Worte: „Wenn ein Wahnsinniger mit dem Auto durch die Straßen rast, kann ich mich als Christ nicht damit zufrieden geben, die Überfahrenen zu beerdigen und die Hinterbliebenen zu trösten, sondern ich muss dazwischenspringen und ihn stoppen.“ Er hat es auf seine Weise getan und dafür mit dem Leben bezahlt.

„Geh ruhig hinaus ...“ das Ungewöhnliche wurde am 12. April vor 60 Jahren wieder zum Selbstverständlichen. Die als Teufel Verhöhnzten – amerikanische Soldaten - ließen sich als Menschen erkennen. Aber die Opfer blieben Opfer und sind es noch immer.

Es waren die Verfolgten und Ermordeten, es waren die Verblendeten und Verführten, es waren die 15 –Jährigen wie mein Cousin, der sich noch mitreißen ließ und irgendwo in einem Schützengraben verblutete, es waren die eben noch willkürlich Erschossenen, die Desserteure genannt wurden, es waren und sind die alt gewordenen Frauen, in deren Wohnungen noch heute das Bild eines jungen Mannes in Uniform auf der Vitrine steht. Des Vaters ihrer Kinder. Um gemeinsame Zeit, Liebe, Gespräche und das gemeinsame Alt-Werden beraubt, die Frauen, die Kinder ohne Vater herangewachsen, in einer vaterlosen Gesellschaft. Sie waren es aber auch – die ohne Atemzuziehen, so wie auch in meiner Familie, sofort ans Aufräumen gingen, die mit dem Schutt um sie her auch den Schutt auf ihren Seelen meinten wegräumen zu können. Keine Zeit, keine Zeit zur Trauer, gebiert die Unfähigkeit zur Trauer. Auch diese Folgen haben wir in unseren Seelen. Zu wenig wurde später über das Gewesene gesprochen, zu wenig nachgefragt, zu schnell verdrängt und am Ende: Schweigen oder Anklage.

Und da waren die Menschen auf der Flucht, hier kamen sie an, geschlagen und geschändet viele. Wer will rechnen und rechten, aufrechnen und gegen rechnen!

Und schnell ist es dann weitergegangen mit dem Sterben und dem Töten, nicht hier bei uns, da war zwar die kalte Bedrohung durch den Eisernen Vorhang, die gelegentlichen Opfer auf der Flucht, gestorben im großen Stil wurde andernorts, das Sterben an der großen Bombe, der Hunger, die Ungerechtigkeiten, der Terror.

Gibt es denn keine Hoffnung? Hoffnung für mich, für die anderen, Hoffnung - und da spitzt sich die Frage zu an diesem Tag - für die ungezählten Toten der Kriege, der Vernichtungsmaschinerien, die Toten auf einem Minenfeld im Iran oder Irak, die toten Israelis und Palästinenser, die Toten in Afrikas vergessenen Weiten? Ich breche ab, weil ich sie eh nicht aufzuzählen vermag, die Städte und Länder, die Regionen und Distrikte, die Täler

und Berge, die Meere und Erdhöhlen, in denen Menschen einander jagen, vernichten, umbringen, vergasen, foltern und hinrichten.

Gibt es Hoffnung für die Toten von damals und die Lebenden von heute?

Otfried Preußler, bekannt durch seine Kinderbücher, schreibt im Allgemeinen Sonntagsblatt seinen toten Freunden, den stillen Teilhabern seines Lebens, von denen er sagt, sie haben sich jahrzehntelang im Schatten gehalten, als stumme Masse im Nebel ferner Erinnerungen, die Kameraden des Krieges, die an seiner Seite fielen, umkamen.

Er notiert: "Ich denke an meine toten Freunde, die vielen, die allzu vielen. Das kleine kreisrunde rote Loch in der Stirn, der aufgerissene Leib, die klaffende Wunde am Hals. Ich denke auch an den Leutnant Seifert aus Zinnwald im Erzgebirge, den stillen Jungen, der eines Morgens starr und kalt neben mir auf der Pritsche lag, im B-Lager von Jelabuga, weit hinten in der Tatarischen Republik: Lautlos verhungert, ganz ohne Aufhebens, einer von Tausenden. Alle sehr jung gewesen, als sie dahingerafft wurden - jung, sehr jung.

Und ich, der sie überlebt hat? Der unverdient in die Jahre Gekommene? Noch lebe, noch atme ich unter Gottes Sonne, noch netzt mir der Regen das schütter gewordene Haar, noch darf ich den Wind im Gesicht, den Schnee auf der Haut spüren. Womit habe ich das verdient? Warum haben jene dahinstimmen und nicht ich? Ewig bohrende Frage. Eine der Fragen, auf die es hier keine Antwort gibt, nicht in diesem Leben. Möglich, dass ich es drüben erfahren werde. Nur vermute ich, dass die Antwort mich drüben nicht mehr interessieren wird. Drüben wird alles klar, es wird alles fraglos geworden sein...." und er schließt seine Reflexionen: "Und, hört ihr? - haltet mir einen Platz frei in eurer Nähe drüben, wo ich euch im Quartier weiß seit nahezu einem halben Jahrhundert: aufgehoben in Gottes Frieden." (DAS Nr.46,16.11.1990,S. 19)

So sieht die Hoffnung, die Sehnsucht für das andere Leben, für das Leben nach dem Tod eines Mannes aus, der die Nöte des Krieges miterlebt hat, der nicht stumpf über ihnen wurde, sondern sein Überleben als eine Frage an Gott versteht: Warum ich und nicht die anderen - an anderer Stelle durchaus auch die einschließt, die auf der anderen Seite im Graben gelegen haben.

Übrigens gerade im Blick auf das Letzte eine Sicht, die mir einer, auch kriegserfahren, gestern noch bestätigte: "Ich kann es gar nicht mehr fassen, heute, da sich Politiker um des Überlebens willen zusammenfinden, dass wir im Franzosen den Erbfeind gesehen haben, dass uns der Russe der Untermensch war, der schwarze Amerikaner der Barbar, der nun wirklich nur tierische oder besser unmenschliche Absichten in sich trage. Ich kann es nicht fassen."

Ja, vieles ist anders, ist neu geworden: Wir feiern Gottesdienste in Bath und Blackburn und wir sind uns einig mit unseren Partnern: Krieg darf nach Gottes Willen nicht sein! Wir

kommen mit den Angehörigen der im Gefängnis in Wolfenbüttel Ermordeten Polen, Franzosen, Belgier und Norweger zusammen. Können uns in die Augen sehen und einander Gutes zutrauen.

Der 12. April 1945: Was er war? Niederlage oder Befreiung für Braunschweig? Er war vor allem das Ende der staatlich verantworteten Barbarei hier an diesem konkreten Ort. Menschen konnten die Viehwagen verlassen, Arbeitssklaven wurden wieder zu Menschen, ein Staat, dessen Staatsziel nicht mehr mit den Werten des Christentums, des Humanismus und der Aufklärung gemein hatte zerbarst, Schuldige und Unschuldige, Verfolgte und Verfolger, Opfer und Täter hatten noch einmal die Chance zum Neubeginn, kann man eingedenk solcher Dimension von Niederlage reden?

„Geh ruhig hinaus ...“ So könnte der auferstandene Christus den beiden Jüngern auf dem Weg nach Emmaus gesagt haben. Sie sind niedergeschlagen. Sie brauchten die Begegnung mit dem Auferstandenen, mit dem Leben, sie brauchten neue Hoffnung, die sie umkehren ließ und zu Zeugen des Auferstandenen in Jerusalem werden ließ. Geht ruhig zurück, so könnte der Auferstandene ihnen gesagt haben. Ja, liebe Gemeinde, geht ruhig zurück, nach 60 Jahren, in Gedanken und in Empfindungen, um noch einmal dem nachzusinnen, was war, wie es wurde und wie es unsere Welt verändert hat. Und dann geht hinaus, ruhig, aber gewiss und verschweigt dieser Welt nicht, dass die Friedfertigen selig genannt werden. Nichts anderes kann das Gedenken an das Kriegsende in Braunschweig bedeuten: Um Frieden und Versöhnung beten, für Frieden und Versöhnung arbeiten, nicht nachlassen, um des guten Lebens auf dieser Erde willen..

Amen